

Beitrag zur Podiumsdiskussion

„Einmal Opfer – immer Opfer“

auf dem Kongress Armut und Gesundheit, Berlin, 4.12.2010

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleg_innen,

wenn die Frage lautet: „Wo stehen wir jetzt, ein dreiviertel Jahr nach dem Bekannt werden der jahrzehntelangen sexuellen Gewalt am Canisius-Kolleg?“, möchte ich mich als Erstes umschauen:

Wir sind in einem Hinterzimmer auf dem Kongress, das schwer zu finden ist und bei dem der Zugang durch die Bühne verbaut ist.

Und - es ist ja bereits erwähnt worden - die Veranstaltung ist von den Organisatoren des Kongresses unter dem Oberthema „Frauen – Missbrauch“ einsortiert worden. Opfer sein ist anscheinend immer noch weiblich.

Aber noch weiteres lässt sich zum Thema Standortbestimmung heranziehen:

- Bei keinem Infostand im letzten halben Jahr habe ich von Besucher_innen so oft Fremdheit und Distanz gegenüber dem Thema gehört wie gestern und heute. Das macht sich für mich an Statements fest wie: „Zum Glück habe ich damit ja nichts zu tun“, mit dem Unterton, dass das Thema unangenehm und irgendwie eklig und schmutzig ist.
- Der Runde Tisch gegen sexuellen Kindesmissbrauch wird vom Ministerium für Familie, Jugend und Frauen, vom Justizministerium und vom Forschungsministerium veranstaltet. Das Gesundheitsministerium ist weder Mitveranstalter noch überhaupt dort vertreten.

Alles nur einzelne Schlaglichter und einzeln sicherlich erklärbar, aber in der Gesamtheit doch bezeichnend. Ich möchte die These aufstellen, im Gesundheitsbereich ist das Thema sexuelle Gewalt kaum angekommen.

Wenn wir die breitere gesellschaftliche Diskussion betrachten, so ist festzustellen, dass sexuelle Gewalt zwar stärker in den Fokus der Öffentlichkeit gerückt ist, aber das Geschlecht der Betroffenen verschwindet.

Früher war sexuelle Gewalt ein Frauenthema. Es gab Fachfrauen, die dazu arbeiteten, forschten, diskutierten. Heute wird dieses Fachwissen an den Rand gedrängt. Professoren, Juristen und Bürokraten, die teilweise bisher nie inhaltlich zu sexueller Gewalt bearbeitet haben, treffen sich mit einer Ministerin, die stolz darauf ist, keine Feministin zu sein, um zu beraten, was zu tun ist. Das ist schön, dass sich jetzt mehr mit dem Thema beschäftigen, aber die vielen erfahrenen Expert_innen aus den parteilichen Fachstellen werden dabei kaum einbezogen.

Früher wurden die Opfer sexueller Gewalt als Frauen identifiziert. Demzufolge wurde das Geschlechterverhältnis in die Ursachenforschung einbezogen. Es ging um Machtverhältnisse und die Analyse von Gewaltverhältnissen, in denen sexuelle Gewalt eine Funktion erfüllt und

die sexuelle Gewalt ermöglichen. (Entgegen weit verbreiteten Vorurteilen war in diesen Modellen in den letzten Jahren durchaus Platz für männliche Betroffene, denn es ging eben nicht um biologische Zuschreibungen, sondern um das soziale Geschlecht.) Heute werden solche Ursachenmodelle oftmals ignoriert und sexualwissenschaftliche Störungsmodelle, die Ähnlichkeiten mit Dampfkesseltheorien aus der Anfangsphase des letzten Jahrhunderts haben, sind wieder in der Diskussion.

Obwohl (oder besser weil?) Männer diejenigen waren, die den sexuellen Missbrauch an den Schulen und Internaten offen gemacht haben, spielt das Geschlecht keine Rolle. Ein Opfer ist ein geschlechtsloses Wesen, es gibt keinen Begriff mehr über den Zusammenhang zwischen Geschlechtskonstruktionen und Bewältigungsstrategien. Es gibt keine Idee darüber, wie die Vorstellung, wie ich als Mann zu sein habe, zu den Bedingungen für meinen Bearbeitungsprozess zählt. Sexuelle Gewalt wird medizinisiert und pathologisiert. Die Opfer haben eine PTSD oder andere Störungen. Sie verdienen unser Bedauern. Unterstützung wird aus Mitleid als Almosen gewährt und muss mit Dankbarkeit honoriert werden – anstatt dass es ein Recht auf Unterstützung gibt, weil es eine gesamtgesellschaftliche Verantwortung gibt.

Und mit der Suche nach den Genen, die für Trauma anfällig machen, über die Vanessa Lux berichtet hat, wird das ganze endgültig entpolitisiert und auf bedauerliche einzelne Gendefekte reduziert.

Was wir erleben, ist eine massive Dekontextualisierung sexueller Gewalt.

Und genau so, aus ihrem Zusammenhang herausgelöst, ist sexuelle Gewalt erst breit thematisierbar.

Aber ich will hier nicht im Anklagen der Verhältnisse beharren, sondern auf eine andere Seite hinweisen, es gibt nämlich auch Gegentendenzen zu diesem Mainstream, es gibt Brüche, die Hoffnung machen:

Real sichtbar in den Fernsehsendungen sind eben nicht geschlechtslose Wesen, sondern Männer, oft über 40 oder 50, die zum guten Teil eine bestimmte gestandene Männlichkeit ausstrahlen, auch wenn sie überhaupt nicht darüber reden und die Journalist_innen auch kaum danach fragen. Sie sind eben nicht immer gescheiterte Existenzen, einige treten durchaus selbstbewusst und fordernd auf, artikulieren sich präzise und argumentieren sehr geschickt. Das ist auch nicht erstaunlich, denn es sind ja eben diese Männer gewesen, die die öffentliche Debatte losgetreten haben, und nicht die katholische Kirche selber.

Dieser Widerspruch, dieses gelegentliche Aufblitzen einer anderen Realität hinter dem Zerrbild, zeigt durchaus Wirkung, wie wir es konkret in der Verdopplung der Anzahl der Beratungsanfragen erleben können:

- Andere betroffene Männer, die im Alter der gezeigten sind, erkennen, dass „es“ eben nicht nur ihnen alleine passiert ist, und beginnen darüber ebenfalls zu sprechen.
- Jüngere betroffene Männer erkennen, dass es offensichtlich möglich ist, sexuelle Gewalt erlebt zu haben und trotzdem ein Mann zu sein.

Es wird eine der spannenden Entwicklungen in näherer Zukunft sein, inwieweit die Vorstellung, dass sexuelle Gewalt zum unmännlichen Opfer macht, dass also jemand der sexuelle Gewalt erlebt hat, kein richtiger Mann mehr sein kann, weiterhin integraler Bestandteil von

hegemonialen Männlichkeitskonstruktionen bleibt, oder ob das Widerfahren sexueller Gewalt in eine männliche Biographie integrierbar wird.

Eine weitere Gegentendenz lässt sich ausmachen in der Tatsache, dass zunehmend Betroffene sich selber artikulieren und teilweise auch gehört werden. Natürlich haben viele Betroffene das Bild des hilflosen Opfers internalisiert und reproduzieren es, aber es gibt aktuell mehr Gegenpositionen als je zuvor. Das drückt sich z.B. in solchen Dingen wie dem Kongress „Aus unserer Sicht aus“, wo über 100 Betroffene gemeinsame Positionen und Forderungen entwickelt haben.

Ich sehe also zwei gegenläufige Tendenzen, die die aktuelle Situation bestimmen:

- Einen Mainstream, der Betroffenen zu kranken Opfern entmündigt, die ein Leben lang zu leiden haben, denn ihre Seele wurde ja ermordet, es sei denn ein hochgradig spezialisierter Fachmann kann sie retten. Sie sind hilflos und bemitleidenswert. Sexuelle Gewalt wird aus dem Kontext gerissen, Betroffene und Täter(innen) haben kein Geschlecht mehr.
- Eine unbequeme, quer treibende Gruppe von Betroffenen, die laut fordert, gleichberechtigt und auf Augenhöhe mit zu reden und sich das Recht nehmen, selber entscheiden zu wollen, was gut für sie ist. Da geht es dann unter anderem um die Bedingungen, unter denen sexuelle Gewalt stattfindet. Und da geht es dann nicht mehr um ein gönnerhaft / patriarchales „Auch mal gefragt werden“, da geht es um reale Teilhabe, um Anerkennung und um Selbstbestimmung.

Unsere Kraft sollten wir darauf verwenden, diese Gegentendenzen zu unterstützen, darauf zu beharren, dass sexuelle Gewalt einen Kontext hat. Die Betroffenen und auch die Täter(innen) haben ein Geschlecht und bewegen sich in gesellschaftlich bestimmten Machtgefällen. Es ist unsere Aufgabe, als Betroffene, als betroffenenkontrollierte Projekte und als parteiliche Fachstellen, dieses Bedingungsgefüge sexueller Gewalt immer wieder in den Diskurs einzubringen. Dies ist der einzige Weg, wie vielleicht von den gegenwärtigen Diskussionen am Runden Tisch und in den Medien mehr über bleibt als ein paar kosmetische Korrekturen – auch wenn die natürlich nicht zu verachten sind.

Danke für die Aufmerksamkeit.